

Tägliches Brot

**Bericht zu Tagesordnungspunkt 1
der 6. Tagung der 12. Landessynode
vom 26. bis 29. November 2012
in Hofgeismar**

von Bischof Martin Hein

Herr Präses, liebe Synodale,
verehrte Gäste, liebe Schwestern und Brüder!

1. „Unser tägliches Brot gibt uns heute“

So lehrt uns Jesus im „Vaterunser“ beten. Meist tun wir es, ohne uns dazu besondere Gedanken zu machen. Brot ist in überreichem Maß bei uns vorhanden. Der Pro-Kopf-Verbrauch pro Jahr an Brot und Backwaren liegt in Deutschland bei 52 kg, wobei Deutschland mit rund 300 Brotsorten und 1.200 Sorten Kleingebäck eine weltweit gesehen deutlich überdurchschnittliche Stellung einnimmt. Trotz der „Wetterkapriolen“, so der Präsident des Deutschen Bauernverbandes, konnte 2012 „eine ordentliche Getreide- und Rapsernte“ eingebracht werden: Es wurden 43,8 Millionen Tonnen Getreide geerntet – knapp 2 Millionen Tonnen mehr als im Vorjahr. Das tägliche Brot ist also derzeit bei uns gesichert.

Für fast eine Milliarde Menschen auf unserer Erde aber ist die Bitte um das tägliche Brot existentiell, denn sie müssen erfahren, dass sie kaum genug davon haben. Sie hungern nach Brot, nach Überleben.

Wenn ich mich in meinem diesjährigen Bischofsbericht mit den Fragen der Verantwortung im Umgang mit dem täglichen Brot befasse, kommt dieser weite Horizont unweigerlich in den Blick. Satt werden zu können und alles im Überfluss zu haben, ist ein Privileg. Was bedeutet das für unsere Kirche und unsere Gemeinden?

Martin Luther hat sich im 16. Jahrhundert – in einer Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs, die gleichwohl von der heutigen Nahrungsmittelsicherheit in den entwickelten Ländern noch weit entfernt war – Gedanken darüber gemacht,

wie die Bitte um das tägliche Brot im „Vaterunser“ zu verstehen sei. Er erklärt sie im Kleinen Katechismus folgendermaßen:

„Unser tägliches Brot gib uns heute.

Was ist das?

Gott gibt das tägliche Brot auch ohne unsere Bitte allen bösen Menschen; aber wir bitten in diesem Gebet, dass er's uns erkennen lasse und wir mit Danksagung empfangen unser tägliches Brot.

Was heißt denn tägliches Brot?

Alles, was not tut für Leib und Leben, wie Essen, Trinken, Kleider, Schuh, Haus, Hof, Acker, Vieh, Geld, Gut, fromme Eheleute, fromme Kinder, fromme Gehilfen, fromme und treue Oberherren, gute Regierung, gut Wetter, Friede, Gesundheit, Zucht, Ehre, gute Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen.“
(EG 806.3)

Luther hat in seiner Auslegung der vierten Bitte den Familienvater im Blick, der seine Familie durch Ackerbau, Viehzucht und Handwerk ernährt. Das „Haus“ ist im mittelalterlichen Ständedenken der unmittelbare Verantwortungs- und Gestaltungsbereich. Doch gleichzeitig weitet sich der Blick auf das Umfeld, das sich den individuellen Eingriffsmöglichkeiten entzieht: Die „Obrigkeit“ wird im 16. Jahrhundert als vorgegeben angesehen, „gut Wetter, Friede, Gesundheit“ sind nicht beeinflussbar. „Tägliches Brot“: Das sind für Luther letztlich die Grundlagen unserer alltäglichen Existenz, die wir nur bedingt herstellen und schon gar nicht garantieren können. Wir empfangen sie aus der Hand Gottes, des Schöpfers und Erhalters unseres Lebens.

Es geht bei der Bitte um das tägliche Brot um eine Frage unserer Haltung, es geht um einen Habitus: Die scheinbaren Selbstverständlichkeiten unseres Lebens – die materiellen wie die sozialen – sind mitnichten selbstverständlich, sondern sind Ausdruck der liebenden Zuwendung Gottes. Darauf will Luther hinaus. Wer um das „tägliche Brot“ in diesem umfassenden Sinne bittet, weiß

sich auf Gott gewiesen. Was wir haben, „verdanken“ wir ihm. Dankbarkeit ihm gegenüber ist darum die angemessene Einstellung.

Zugleich stellt uns dies in die Verantwortung für die materiellen und sozialen Grundlagen unserer Gesellschaft. Denn *ein* Detail der uns so geläufigen Bitte im Vaterunser übersehen wir leicht. Es heißt dort: „*Unser* tägliches Brot gib uns heute.“ Nicht „mein“, sondern „unser“ – nicht „mir“, sondern „uns“. Wer das Vaterunser betet, steht gemeinsam vor Gott mit allen anderen Menschen, die wie wir das Lebensnotwendige aus der Hand des Schöpfers empfangen.

Längst ist das „tägliche Brot“ aus dem Vaterunser so sehr in unseren Sprachgebrauch eingegangen, dass manchen vermutlich der Ursprung gar nicht mehr bewusst ist. Einige Beispiele: 2005 erschien eine DVD des populärwissenschaftlichen Magazins „GEO“ mit dem Titel „Unser täglich Brot. Fabriken, Großkonzerne, Megamaschinen – wie das Essen auf den Tisch kommt“ (GEO kompakt DVD). Im Februar diesen Jahres brachte der „Stern“ die Überschrift: „Unser täglich Fleisch. Wo kommt es her? Was steckt drin?“ (09.02.2012). Und im März lautete das „Thema des Tages“ in der „Süddeutschen Zeitung“: „Unser täglich Brot. Deutsche Mülltonnen sind voll brauchbarer Nahrungsmittel, der Wert von Essen wird zu gering geschätzt“ (SZ 14.03.2012, S. 2).

Das zeigt uns: Nicht nur die Lebensmittel, sondern auch die Fragen, wie wir damit umgehen und wie wir verantwortlich leben wollen, sind auf dem Tisch. Wir müssen uns Rechenschaft geben.

2. Überfluss und Mangel

Im vergangenen Jahr erregte der Dokumentarfilm „Taste the Waste“ von Valentin Thurn große Aufmerksamkeit. Er stellte erschreckende Fakten dar: In Deutschland werden jedes Jahr 15 Millionen Tonnen Lebensmittel im Wert von

20 Milliarden Euro weggeworfen. Die Lebensmittel, die in Europa jedes Jahr auf dem Müll landen, würden zwei Mal ausreichen, um alle Hungernden auf der Welt zu ernähren! Der aktuelle Bericht der Welthungerhilfe nennt die Zahl von 868 Millionen Menschen, die auf dieser Welt Hunger leiden. Durch Unterernährung sterben jährlich 2,5 Millionen Kinder (SZ 10.10.2012, S. 8).

Die Frage von Mangel und Überfluss ist eine Frage der Verteilungsgerechtigkeit. Das gilt in globaler Hinsicht, wie das Beispiel der Nahrungsmittelknappheit in Ländern zeigt, die gleichzeitig Tierfutter nach Europa oder Nordamerika liefern.

Verteilungsgerechtigkeit ist aber auch ein regionales und lokales Thema, wie die Arbeit der „Tafeln“ belegt, von denen es hessenweit etwa 50 gibt, darunter allein 15 in kirchlich-diakonischer Trägerschaft in unserer Landeskirche. Gerade die Tafelarbeit macht deutlich, wie komplex Fragen der Verteilungsgerechtigkeit sein können. Die Grundidee der Tafelarbeit ist einerseits so schlicht wie einleuchtend: Bereits produzierte, aber überflüssige Lebensmittel werden an diejenigen abgegeben, die von Armut betroffen sind, und schaffen ihnen so einen gewissen materiellen Spielraum. Kritische Stimmen aber weisen andererseits darauf hin, dass durch die Einrichtung von Tafeln kein Beitrag zu einer wirksamen und dauerhaften Überwindung der Armut geleistet wird. Aber immerhin: besser Lebensmittel verteilen als vernichten! Und wenn wir sehen, wie viele Menschen sich ehrenamtlich in der Tafelarbeit einsetzen, so ist dies auch nicht gering zu schätzen!

Lassen Sie uns einen Blick auf die Fakten werfen, die oft nicht präsent sind: Wir Menschen bauen seit etwa zehntausend Jahren Getreide zur Ernährung an. Die traditionellen Arbeitsgänge von Bauern sind vielschichtig: Sie reichen von der Bereitung des Feldes über die Aussaat bis zur Ernte und zum Dreschen. An die Produktion des Brotgetreides schließt sich der Getreidehandel an: vom ehemaligen Beruf des „Sackträgers“ bis zu den heutigen Getreidebör-

sen in Chicago und Paris. Die Technikgeschichte des Getreidemahlens geht über einfache Reibsteine und Wassermühlen bis zu Fließdiagrammen moderner Industriemühlen.

In allen Gebieten der Erde ist Getreidenahrung als Brei oder als Teig, in unterschiedlicher Form zu Brot gebacken, die wichtigste Quelle für die menschliche Versorgung mit Kohlenhydraten und mancherorts sogar mit Eiweiß. Die wachsende Weltbevölkerung und die sich ändernden Ernährungsgewohnheiten stellen die Nahrungssicherung weltweit vor neue Herausforderungen. Wichtige Aspekte sind der Flächenbedarf verschiedener Lebensmittel und Ernährungsweisen sowie deren Wechselwirkungen mit dem Klimawandel.

Die Verfügbarkeit von Nahrung hat sich in den letzten Jahrzehnten im globalen Durchschnitt verbessert. Das bedeutet aber leider nicht, dass das Problem der unzureichenden Versorgung der hungernden Menschen gelöst wäre.

Ebenso hat sich die Nahrungsmittelzusammensetzung verändert: In den sogenannten Entwicklungsländern wird eine sehr kohlenhydratreiche Ernährung mit pflanzlichen Lebensmitteln (wie Getreide, Wurzeln, Knollen, Hülsenfrüchten) allmählich verdrängt. Stattdessen verbreitet sich eine fett- und proteinreichere Ernährung mit mehr tierischen Lebensmitteln (wie Fleisch, Milch, Milchprodukten, Eiern) sowie mehr Zucker und Pflanzenölen.

Der stärkste Anstieg im Fleischkonsum zeigt sich in Lateinamerika und Ostasien, wo künftig die höchste Pro-Kopf-Verfügbarkeit zu erwarten ist. Die Lebensmittelnachfrage wird vor allem durch das Bevölkerungswachstum, die Verstädterung und die damit verbundenen Veränderungen des Lebensstils sowie das Einkommen beeinflusst.

Den stärksten und schnellsten Zuwachs im Nahrungsmittelsektor verzeichnet indes nicht die Produktion zu Lande, sondern die „Aquakultur“, die Produktion

von Zuchtfischen. Die in den Medien oft präsenten und fachlich notwendigen Diskussionen um Fangquoten für natürliche Fischbestände lassen in den Hintergrund treten, dass rund die Hälfte des Fischangebots auf dem Markt aus Aquakultur stammt. Nachhaltige und ertragreiche Aquakultur von Fischarten, die sich für eine industriell betriebene Zucht eignen, ist angesichts der steigenden Nachfrage und der Tatsache, dass Wildbestände von Fischen nicht zu bewirtschaften sind, ein verantwortbarer Weg der Nahrungsmittelproduktion.

Weltweit stehen etwa 38% der vorhandenen Landfläche für eine landwirtschaftliche Nutzung zur Verfügung. Die Viehhaltung beansprucht rund 80% dieser Fläche, vor allem für Weideland. Sie verlangt für die Futtermittelproduktion aber auch ein Drittel des global verfügbaren Ackerlandes. Nach einer Fallstudie für den US-Bundestaat New York benötigt die Produktion von 1.000 kcal an Nahrungskalorien durch Rindfleisch 31 m² Land, während derselbe Brennwert durch Getreide lediglich 1,1 m² beansprucht.

Der Flächenbedarf ökologisch erzeugter Lebensmittel wird meist aufgrund niedrigerer Erträge höher angegeben als für konventionelle Erzeugung. Das gilt allerdings nur im Vergleich mit der in den Industrieländern vorherrschenden konventionellen Intensivproduktion. In den so genannten Entwicklungsländern liegen die Erträge bei ökologischer Bewirtschaftung im Vergleich weitaus höher.

Die Welternährungsorganisation FAO (Food and Agriculture Organization of the United Nations) schätzt, dass die Landwirtschaft auch in Zukunft ausreichend Lebensmittel für eine wachsende Weltbevölkerung produzieren kann. Es gibt jedoch drei große Trends, die die Versorgung erschweren:

- einen ansteigenden Lebensmittelbedarf in Schwellenländern,
- eine weitere Verschiebung zu „Wohlstandsernährungsweisen“

- und die zunehmende Flächenkonkurrenz zwischen der Produktion von Nahrung und der Produktion von nachwachsenden Rohstoffen – mit der Folge weltweit steigender Lebensmittelpreise.

Angesichts der angespannten Lage auf den globalen Märkten müssen die deutschen Mühlen Getreide zur Brotmehlproduktion derzeit so teuer einkaufen wie noch nie in den vergangenen 25 Jahren. Die Preise für Brotgetreide seien bereits um 25 bis 35% höher als vor zwölf Monaten, klagt der Verband Deutscher Mühlen. Dabei beziehen die deutschen Mühlen 95% des Brotgetreides aus dem Inland! Die Preise werden aber maßgeblich von den internationalen Getreidebörsen bestimmt, die wegen der extremen Dürre im wichtigen Anbauland USA angespannt sind (top agrar online, 17.08.2012).

Der Anteil des Mehls am Preis des Endprodukts beträgt ungefähr 6-7%, bei regionalem Bezug sind es gut 10%. Der Umsatz der Branche lag 2001 bei 13,35 Mrd. €, wobei die 3,2% der Großbetriebe am Markt 60,8% dieses Umsatzes erwirtschaften – ein Indiz für den Strukturwandel weg von familiengeführten Handwerksbetrieben hin zu Großbetrieben mit Filialnetzen.

3. Boden und Klima

Der Klimawandel und die steigende Nachfrage nach Nahrung werden unsere Umwelt massiv verändern. Im vergangenen Jahrhundert sind wir uns der Auswirkungen lang anhaltender Bodenerosion noch nicht bewusst geworden, weil die Erschließung immer neuer Flächen und die Entwicklung von Düngemitteln, Pestiziden und ertragsstarken Sorten den Bodenverlust kompensieren konnten. Tatsächlich aber wurden binnen zwanzig Jahren über eine Million Quadratkilometer landwirtschaftliche Nutzfläche zerstört. Das entspricht der Fläche Mitteleuropas (Deutsche Welthungerhilfe, 2008).

Unter dem Aspekt der Nachhaltigkeit ist ein Umdenken in der Art und Weise, wie wir global Landwirtschaft treiben, zwingend erforderlich. Wir müssen den Boden wieder respektieren lernen, müssen begreifen, dass er mehr ist als nur *ein* Faktor von vielen in einem industriellen Fertigungsprozess, nämlich das lebendige Fundament unseres materiellen Wohlstandes.

Der Kauf von Land erfreut sich in der Finanzwelt zunehmender Beliebtheit: Hohe Lebensmittelpreise, der steigende Bedarf an Agrotreibstoffen und seltenen Erden, aber auch der stabile Wert von Land im Vergleich zu nicht realwirtschaftlich gedeckten Spekulationen garantieren Landkäufern sichere und ertragreiche Anlagen. Die „Süddeutsche Zeitung“ titelte im vergangenen Sommer: „Ackern für den großen Profit“ und formulierte prägnant im Untertitel: „Großanleger spekulieren hemmungslos mit Böden und Nahrungsmitteln. Die Politik schaut tatenlos zu. Gelingt es nicht, das gefährliche Treiben zu regulieren, drohen Hungerkriege.“ (SZ 15.06.2012, S. 23)

Die Leidtragenden dieser Entwicklung sind vor allem kleinbäuerliche Gemeinschaften, aber auch künftige Generationen. „Brot für die Welt“ und über sechzig weitere europäische Nichtregierungsorganisationen kritisieren in einem in diesem Jahr veröffentlichten Statement die Beteiligungen von Investmentfonds, Agrobusiness, Pensionskassen und anderen Wirtschaftsakteuren am weltweiten Ausverkauf von Land.

Seit den 1990er Jahren wurde weltweit die Wirkung des Klimawandels auf die Erträge der Landwirtschaft untersucht. Diese Modellrechnungen nehmen an, dass sich die agrarische Produktion durch den Klimawandel nicht wesentlich verändert. Dabei gibt es Gewinner und Verlierer: Insgesamt werden die Entwicklungsländer stärker betroffen sein als die entwickelten Länder.

4. „Teller oder Tank?“

Im Rahmen der eingeleiteten „Energiewende“, also der Abkehr von der Kernenergie und der Hinwendung zu erneuerbaren Energien, spielt die Energiegewinnung aus nachwachsenden Rohstoffen eine wichtige Rolle. Ein weiterer Faktor ist die von Analysten für sehr wahrscheinlich gehaltene Annahme, dass die preiswert verfügbaren Erdölreserven global abnehmen werden und darum mit einem weiteren Anstieg der Erdölpreise zu rechnen ist. Neue Wege der Energiebereitstellung sind also eine vordringliche Aufgabe. Und mit dem Rohölpreis steigt auch das weltweite Interesse an Agrokraftstoffen. Deren Produktion dürfte sich in den nächsten zehn Jahren fast verdoppeln, glauben die Experten der FAO und der OECD. Als Spitzenreiter gelten Brasilien, die USA und die EU. Bis 2021 werden demnach allein 14% des Getreides für Sprit verwendet (epd-Hessen, Nr. 29, 2012).

Auf den ersten Blick hat man es durchaus mit einer Win-Win-Situation zu tun: Überschüsse an den Weltagrarmärkten werden in dringend benötigte Energie umgewandelt, und nebenbei wird noch das Klima geschützt. Bauern im Norden und im Süden hoffen auf bessere Einkommensperspektiven.

Doch die bisher in den Ländern des Südens gemachten Erfahrungen mit der Kraftstoffproduktion auf dem Acker sind eher ernüchternd und zeigen die ökologischen und sozialen Schattenseiten des Booms. Leider scheint das Win-Win-Szenario nicht so zu funktionieren wie erhofft: Die Überschüsse im Lebensmittelbereich haben sich durch höhere Nachfragen in Asien, vor allem in China, und durch Missernten in wichtigen Exportländern wie zum Beispiel in Australien und den USA stark verringert. Besorgniserregend ist, dass die Weltgetreidevorräte wieder den Tiefstand von 1972 erreicht haben.

Für den Anbau der Rohstoffe zur Energiegewinnung sind Anbauflächen, Wasser und Dünger nötig. Zuweilen werden zur Energiegewinnung auch Pflanzen eingesetzt, die ebenso gut als Lebensmittel geeignet wären. In den vergange-

nen Monaten hat sich die Diskussion unter der stark vereinfachenden Formel „Teller oder Tank“ im Bewusstsein einer breiteren Öffentlichkeit verankert, wobei die Diskussion um den E10-Kraftstoff eine wesentliche Rolle gespielt hat: Im Sommer forderte Entwicklungsminister Niebel einen Verkaufsstopp für den „Biosprit“ E10 und begründete seine Forderung mit steigenden Agrarpreisen und Dürren, die dazu führten, dass Menschen durch die Beimischungspflicht von Bio-Ethanol zu wenig Nahrung haben (www.mittelhessen.de, 15.08.2012).

Einen differenzierten Blick auf die Frage der Energiegewinnung aus nachwachsenden Rohstoffen wirft die im Sommer dieses Jahres veröffentlichte Studie der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina: „Bioenergie: Möglichkeiten und Grenzen“ (2012). Zwei Empfehlungen will ich herausgreifen:

- „Um den Verbrauch von fossilen Brennstoffen und die Emissionen von Treibhausgasen zu reduzieren, sollte Deutschland nicht den weiteren Ausbau von Bioenergie anstreben. [...] Vielmehr sollte sich Deutschland auf andere erneuerbare Energieressourcen konzentrieren wie Photovoltaik, Solarthermie und Windenergie, deren Flächeneffizienz höher und deren Treibhausgas-Emissionen und andere Umweltbeeinträchtigungen niedriger sind als die von Bioenergie. Die Einsparung von Energie und Verbesserungen der Energieeffizienz sollten Vorrang haben.“
- „Die Förderung von Bioenergie sollte sich auf Formen beschränken, die weder zur Verknappung von Nahrungsmitteln führen noch deren Preise durch Wettbewerb um Land und Wasser in die Höhe treiben. Darüber hinaus sollten diese Formen von Bioenergie keinen größeren negativen Einfluss auf Ökosysteme und Biodiversität haben, und eine substanziell bessere Treibhausgas-Bilanz aufweisen als die fossile Energie, die sie ersetzen.“

Energie aus nachwachsenden Rohstoffen ist eine Option der Energiewende mit Vor- und Nachteilen. Beides ist im Einzelfall in den Blick zu nehmen. Die eingangs zitierte schlichte Alternative „Teller oder Tank?“ greift angesichts der Komplexität des Sachverhalts zu kurz. Wir werden im Verlauf der Synode noch darauf zurückkommen, wenn wir über die Beschlussvorlage zu Agrokraftstoffen diskutieren.

5. „Brot für die Welt“

„Brich dem Hungrigen dein Brot, und die im Elend ohne Obdach sind, führe ins Haus!“ (Jes 58,7a). Diese Mahnung aus dem Buch des Propheten Jesaja hat in der Geschichte der Ethik eine bedeutende Rolle gespielt. Jesus nimmt sie in seinem Gleichnis vom Weltgericht auf: „Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mir zu essen gegeben.“ (Matthäus 25,35a) Die Hungrigen zu speisen, gehört zu den Werken der Barmherzigkeit. Die Kollekte „für die Hungernden in der Welt“ am Erntedankfest hat darum aus gutem Grund einen festen Platz in unserer Kirche.

In der Evangelischen Kirche in Deutschland wird dieses Werk der Barmherzigkeit durch eine Organisation getragen, deren Name seit Jahrzehnten zugleich Programm und Marke ist: „Brot für die Welt“. Um den Anforderungen sowohl einer immer stärker globalisierten Welt als auch einer sich verändernden Gesellschaft hierzulande weiterhin gerecht zu werden, haben sich „Brot für die Welt“ und der „Evangelische Entwicklungsdienst“ in diesem Jahr zusammengeschlossen und sind nun gemeinsam mit dem Diakonischen Werk Teil des neuen „Evangelischen Werkes für Diakonie und Entwicklung“ in Berlin. Die internationale Entwicklungsarbeit und die nationale diakonische Arbeit enger miteinander zu verzahnen, ist erklärtes Ziel dieser Fusion.

Am 1. Advent wird in Stuttgart bereits die 54. Aktion „Brot für die Welt“ eröffnet. Sie hat diesmal das Motto „Land zum Leben – Grund zur Hoffnung“, steht also im großen Zusammenhang dessen, was auch mein diesjähriger Bericht aufzunehmen versucht.

6. Ehrfurcht vor dem Leben – und den Lebensmitteln

„Gott gibt das tägliche Brot auch ohne unsere Bitte allen bösen Menschen; aber wir bitten in diesem Gebet, dass er's uns erkennen lasse und wir mit Danksagung empfangen unser tägliches Brot.“ So Luther. Wir sollen begreifen, wie wenig selbstverständlich unser tägliches Brot, unsere Lebensgrundlagen sind. Diese Einsicht setzt neben der Dankbarkeit auch einen ethischen Impuls frei.

Albert Schweitzer (1875-1965) prägte die Formulierung von der „Ehrfurcht vor dem Leben“, die er so deutete: „Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will.“ Die Ansprüche des Lebens unterschiedlicher Individuen können durchaus miteinander konkurrieren und darum Konflikte in sich tragen. Darum fordern sie ethische Reflexion und ethische Entscheidungen heraus. Bezogen auf unser Thema heißt das: Wir haben *unsere* Ansprüche an das Leben mit den Ansprüchen *anderer Menschen* an das Leben in Beziehung zu setzen, haben also danach zu fragen, welchen Stellenwert das „tägliche Brot“ für uns hat, wenn es zugleich unzähligen anderen Menschen fehlt.

Ein Schritt auf diesem Weg ist es, Lebensmittel wertzuschätzen, ja eine „Ehrfurcht vor den Lebensmitteln“ zu entwickeln. Diejenigen unter uns, die vielleicht noch eigene Erinnerungen an die Nahrungsmittelknappheit der Nachkriegsjahre haben oder diese aus Erzählungen in der Familie kennen, wissen vermutlich genau, was ich meine. Wer erfahren hat, dass das „tägliche Brot“ nicht selbstverständlich ist, geht mit Lebensmitteln „ehrfürchtiger“ um.

Hier haben wir in unserer Überflussgesellschaft offenbar etwas verlernt, was früheren Generationen noch selbstverständlich war. Das „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“ etwa dokumentiert die früher in manchen Gegenden verbreitete Sitte, dass man ein hinuntergefallenes Stück Brot um Verzeihung bitten und küssen muss, und es weiß Geschichten von der Bestrafung von „Brotschändern“ zu berichten. Dass man mit Brot nicht spielen und es schon gar nicht wegwerfen darf, versteht sich da fast von selbst. Ich plädiere nicht dafür, solche archaischen Vorstellungen wieder aufleben zu lassen, aber die Erinnerung daran illustriert doch deutlich den Wandel in der Wertschätzung von Lebensmitteln. Ich sehe darin eine Bildungsaufgabe – auch für unsere Kirche: Brot ist wertvoll und muss geachtet werden!

Ein ausgesprochen erfolgreiches Bildungsprojekt, das in diesen Wochen sowohl in Kurhessen-Waldeck als auch in Hessen und Nassau in Zusammenarbeit mit den Bäckerinnungen in Hessen und Rheinland-Pfalz durchgeführt wurde, trägt den Titel „5000 Brote – Konfis backen Brot für die Welt“. Konfirmandinnen und Konfirmanden beschäftigen sich im Unterricht mit dem Thema „Brot“ in seinen unterschiedlichen Facetten. Zum Erntedankfest konnten sie in der Backstube eines örtlichen Bäckerbetriebes selbst Brot backen und es zugunsten eines Jugendbildungsprojektes in Bogotá / Kolumbien verkaufen. Vielfach haben die Konfirmandinnen und Konfirmanden in beiden Landeskirchen die Gottesdienste am Erntedankfest mitgestaltet, indem sie dieses Projekt zum Thema machten. In Kurhessen-Waldeck haben sich rund 1.170 Jugendliche aus 75 Kirchengemeinden daran beteiligt. Es bleibt ihnen sicher noch lange Zeit in Erinnerung. In beiden hessischen Landeskirchen wurden 12.500 Brote gebacken und ein Erlös in Höhe von 53.400 € erzielt, was auch dadurch gelungen ist, dass viele Bäckerbetriebe die Materialien für die Aktion gespendet haben.

Wichtig sind in diesem Zusammenhang auch die Bildungsangebote für Gemeinden, Schulen und Einrichtungen, die das Referat Weltmission und Partnerschaft im Dezernat „Ökumene“ zum Thema „Esskulturen und Gerechtigkeit in der globalisierten Welt“ anbietet.

Zu erwähnen sind schließlich die Regelungen, die unsere Pachtverträge für Kirchenland enthalten. Dort heißt es in § 7 des Anhangs, der die Bewirtschaftung und Unterhaltung der Pachtgrundstücke regelt:

„(1) Der Pächter ist verpflichtet, die Pachtgrundstücke ordnungsgemäß und pfleglich zu bewirtschaften. Dabei hat er dem Umweltschutz in angemessener Weise Rechnung zu tragen, insbesondere auf Bodengesundheit, Gewässer- und Artenschutz zu achten. [...] Dünge- und chemische Pflanzenbehandlungsmittel dürfen nur in umweltverträglichem Umfang und unter Beachtung der staatlichen Vorschriften verwendet werden. Der Pächter hat bei der Bewirtschaftung der Pachtgrundstücke in zumutbarer Weise dafür zu sorgen, dass Bodenerosionen vermieden werden. Der Pächter hat sich jeden Raubbaues zu enthalten. [...]

(2) Klärschlamm und Abwässer etc. dürfen auf die Pachtgrundstücke nicht aufgebracht werden. Gentechnisch verändertes Saat- und Pflanzgut darf nicht verwendet werden.“

In der Entscheidungsmatrix, die den Kirchenvorständen als Leitfaden für die Entscheidung über abgegebene Pachtangebote dient, sind die ordnungsgemäße Bewirtschaftung und ökologische Kriterien Faktoren, die ausdrücklich mit bewertet werden können. Diese Regelungen zielen auf eine langfristige Bewusstseinsänderung. Über diese Fragen finden auch in regelmäßigen Abständen Gespräche mit dem Hessischen Bauernverband statt – zuletzt am 11. November 2011 in Diemelstadt-Neudorf, verbunden mit der Besichtigung eines

landwirtschaftlichen Betriebs. Im März des kommenden Jahres werden wir uns wieder treffen.

7. Die Macht der Konsumenten – oder: Was können wir tun?

Der Gedanke der Ehrfurcht vor den Lebensmitteln führt ganz konsequent zu der Frage nach unserer eigenen Verantwortlichkeit. Und eine erste Antwort lautet: Wir können und müssen unser eigenes Konsumentenverhalten überprüfen!

Unser Umgang mit Lebensmitteln wird von dem Grundsatz von Angebot und Nachfrage bestimmt. Ein wesentlicher Ansatzpunkt für Veränderungen in der Produktion und im Handel liegt also im Verbraucherverhalten, in unserem eigenen Umgang mit Lebensmitteln.

Dafür gibt es verschiedene Ansätze, beispielsweise den schlichten Grundsatz, saisonal einzukaufen und zu kochen. Das biblische Wort „Alles hat seine Zeit“ (Prediger 3,1) gilt auch für Lebensmittel. Lassen Sie es mich zugespitzt sagen: Nicht nur der Spargel hat seine besondere Saison, sondern auch die anderen Obst- und Gemüsesorten. Es gibt keinen zwingenden Grund, im Winter frische Erdbeeren zu essen. Die mit immensem Aufwand erkaufte Verfügbarkeit von Saisonware außerhalb der Saison reagiert auf eine entsprechende Nachfrage, die wiederum durch entsprechende Verkaufsstrategien gefördert oder überhaupt erst erzeugt wird. Wer seinen Lebensmitteleinkauf nach dem Kreislauf der Natur und einem diesem entsprechenden Nahrungsangebot ausrichtet, trägt ohne großen Mühen zur Reduzierung unnötigen Aufwands in der Nahrungsmittelproduktion bei.

Ein anderer Aspekt ist die regionale Küche, die auch in der Gastronomie zunehmend gefragt wird. Ein gutes Beispiel ist das seit einigen Jahren in Mel-

sungen stattfindende Spezialitätenfestival „Nordhessen geschmackvoll!“, das regionale Erzeuger und Verbraucher zusammenführt und über den aktuellen Einkauf hinaus ein Bewusstsein für regionale Nahrungsmittelproduktion schafft.

Auch die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) widmet sich diesem Thema seit einigen Jahren. Ökologische und soziale Aspekte sollen bei der Beschaffung in Kirchengemeinden und diakonischen Einrichtungen stärker berücksichtigt werden. Gleichzeitig wurden verschiedene Projekte und Aktionen initiiert, um den Umstellungsprozess in Gang zu setzen.

So hat beispielsweise das von der Deutschen Bundesstiftung Umwelt (DBU) geförderte ökumenische Projekt „Zukunft einkaufen“ seit 2008 das Ziel, das kirchliche Beschaffungswesen in Bezug auf Nachhaltigkeitskriterien und effizienten Ressourcenverbrauch zu verbessern. Die auf dem Evangelischen Kirchentag 2001 in Frankfurt angestoßene Aktion „Fairer Kaffee in die Kirchen“ unterstützt kirchliche Großverbraucher darin, ihr Angebot auf fair gehandelte Produkte wie Kaffee, Tee, Orangensaft oder Schokolade umzustellen.

Eine von „Brot für die Welt“ und dem „Evangelischen Entwicklungsdienst“ 2011 in Auftrag gegebene Studie zum Thema „Ökofaire Beschaffungspraxis in Kirche und Diakonie“ konstatiert, dass es in diesem Bereich noch großen Handlungsbedarf gibt. Einer der Gründe für die nur schleppend voranschreitende Umstellung der Beschaffungsstrukturen ist das Fehlen von lokalen Produzenten und Anbietern, die tagesaktuell in der Lage sind, kirchlichen Großverbrauchern die benötigten Produktmengen aus einer Hand zu liefern. Lebensmittel von verschiedenen Kleinanbietern und Biobauern anzukaufen, stellt sich in der Praxis für die Einkäufer bzw. Küchenleitungen aufgrund fehlender personeller Ressourcen oft als nicht durchführbar dar.

Hier soll ein neu konzipiertes Projekt ansetzen und die Beschaffung der Großküchen kirchlicher und diakonischer Einrichtungen mittel- bis langfristig auf ein regio-öko-faires Lebensmittelsortiment umstellen. Dieses Projekt wird in ausgewählten Einrichtungen in den Landeskirchen Württemberg, Baden und Kurhessen-Waldeck durchgeführt, um mit den dabei gewonnenen Erkenntnissen ein bundesweit anwendbares Modell zur Veränderung der Beschaffungsmodalitäten in kirchlichen und diakonischen Einrichtungen zu entwickeln.

Das „Haus der Kirche“ in Kassel ist von all diesen Faktoren selbstverständlich nicht ausgenommen: In den Sitzungsräumen wird fair gehandelter Kaffee und Tee ausgeschenkt, die Kantine bemüht sich beim Einkauf, regionale Produkte einzusetzen. Montags gibt es ausschließlich vegetarische Angebote. Das eben geschilderte Projekt soll helfen, diese Ansätze im Haus der Kirche noch weiter zu entwickeln.

Erwähnen will ich in diesem Zusammenhang auch, dass seit Oktober dieses Jahres für unsere Landeskirche ein Klimaschutzkonzept erarbeitet wird, bei dem es auch darum geht, unseren Einfluss als Konsumenten geltend zu machen.

8. „Und Jesus nahm das Brot, dankte und brach's und gab's ihnen ...“

Im Leben der Kirche ist Brot weit mehr als ein Nahrungsmittel. Im Kulturraum des Nahen Ostens hat das Essen stets eine soziale Dimension. Das sehen wir etwa in der neutestamentlichen Überlieferung bei den verschiedenen Erzählungen von den Tischgemeinschaften Jesu. Seine Zuspitzung findet es in der Erzählung von der Einsetzung des Abendmahls durch Jesus im Kreis der zwölf Jünger.

Seit den Zeiten der Alten Kirche wird die Bitte um das tägliche Brot auch auf die Feier des Abendmahls bezogen, die ja in vielen Traditionen der Ökumene täglich stattfindet. Der Kirchenvater Tertullian (+ nach 220) lehrte einen dreifachen Bezug der Vaterunser-Bitte: auf die irdisch-leiblichen Bedürfnisse des Menschen, auf Christus als das wahre Lebensbrot und auf die Eucharistie.

Die Frage nach dem Verständnis des Abendmahls, nach der Art und Weise, wie Christus in Brot und Wein gegenwärtig ist, wurde in der Geschichte von Kirche und Theologie zu allen Zeiten ausführlich und oft kontrovers diskutiert. Das will ich jetzt nicht nachzeichnen. Aber im kommenden Jahr feiern wir das vierzigjährige Jubiläum der „Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa“ (Leuenberger Konkordie). Die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck gehörte damals zu den Erstunterzeichnern dieses für die innerprotestantische europäische Ökumene grundlegenden Dokuments. Über das Abendmahl heißt es dort (EG 811, Ziffer 15): „Im Abendmahl schenkt sich der auferstandene Jesus Christus in seinem für alle dahingegebenen Leib und Blut durch sein verheißendes Wort mit Brot und Wein. So gibt er sich selbst vorbehaltlos allen, die Brot und Wein empfangen [...]“. In diesen Worten drückt sich das Abendmahlsverständnis unserer Kirche aus, das wir mit allen evangelischen Kirchen teilen, die ebenfalls die Leuenberger Konkordie unterzeichnet haben – und das sind gegenwärtig 106 Kirchen.

In der Feier des Abendmahls begegnen wir in den schlichten, alltäglichen Lebensmitteln Brot und Wein dem auferstandenen Herrn. Er stiftet in seinem Mahl Gemeinschaft: Gemeinschaft mit ihm und Gemeinschaft zwischen uns. Wer das Abendmahl feiert, erfährt darum nicht nur eine Stärkung des eigenen Glaubens, sondern wird auf die nahen und fernen Geschwister im Glauben verwiesen, die ebenfalls das Abendmahl feiern und in derselben Gemeinschaft mit Christus auf sein Reich hoffen. Nicht das Brot verwandelt sich in der Feier des Abendmahls, aber es verwandelt uns, weil sich Christus daran gebunden hat. Er ist für uns das „Brot des Lebens“.

In einem Gebet zur Bereitung der Abendmahlsgaben heißt es: „Gepriesen seist Du, Herr, unser Gott, Schöpfer der Welt. Du schenkst uns das Brot, die Frucht der Erde und der menschlichen Arbeit: Lass dieses Brot für uns zum Brot des Lebens werden.“

Wenn wir das Brot des Abendmahls empfangen, lernen wir beides: Dankbarkeit und Ehrfurcht – auch im Blick auf unser tägliches Brot!

9. Ereignisse und Entwicklungen

a) Fünfzig Jahre Frauenordination in Kurhessen-Waldeck

Am 10. März dieses Jahres haben wir ein besonderes Jubiläum feiern dürfen: Vor fünfzig Jahren wurde die Frauenordination in der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck allgemein ermöglicht. Es war ein langer und schmerzvoller Weg für Frauen, bis sie ordiniert wurden und Pfarrerinnen werden konnten. Mancher Vorgang, der in den Personalakten der ersten Pfarrerrinnen unserer Kirche nachzulesen ist, auch manches, was in den Synodalprotokollen notiert ist, zeigt, wie wenig selbstverständlich das damals war. Manches, was gesagt wurde, ist im Rückblick schlicht beschämend. Umso deutlicher will ich das Fazit ziehen: Wie schön, dass Pfarrerinnen heute ohne jede Frage ordiniert werden und Pfarrerinnen sind! Unsere Kirche wäre ohne sie ärmer – und ich frage mich, welchen Schatz an geistlichen Erfahrungen und Impulsen sich eine Kirche eigentlich versagt, die keine Frauen ordiniert.

b) Ökumene

Der Blick in die Ökumene gehört für mich in jedem Jahr zum Bischofsbericht. In diesem Jahr sind es zwei Aspekte, auf die ich Ihre Aufmerksamkeit richten will.

Anfang September veröffentlichte eine Reihe von prominenten evangelischen und römisch-katholischen Christinnen und Christen aus Politik, Kultur und Sport den Aufruf „Ökumene jetzt“ (<http://oekumene-jetzt.de>). Bundestagspräsident Norbert Lammert gehört ebenso zu den Erstunterzeichnern wie Günther Jauch, der Maler Günther Uecker ebenso wie der Präsident des Deutschen Olympischen Sportbundes, Thomas Bach. Inzwischen haben auf der Homepage mehr als 6.500 Menschen (Stand: 23.11.2012) diesen Aufruf zur Beendigung der Kirchentrennung unterstützt.

Die Forderung ist klar und eindeutig: „Weil uns Gott in der Taufe Gemeinschaft mit Jesus Christus geschenkt hat, sind Getaufte als Geschwister miteinander verbunden. Sie bilden als Volk Gottes und Leib Christi die eine Kirche, die wir in unserem Credo bekennen. Deshalb ist es geboten, diese geistliche Einheit auch sichtbar Gestalt gewinnen zu lassen.“

Die Initiatoren dieses Aufrufs geben sich also nicht damit zufrieden, „dass Kirchen sich gegenseitig als Kirchen anerkennen“. Das sei ohne Einschränkungen ohnehin geboten, aber als eigentliches Ziel der Ökumene viel zu wenig. Nein, ihnen geht es um mehr: „Wir wollen nicht Versöhnung bei Fortbestehen der Trennung, sondern gelebte Einheit im Bewusstsein historisch gewachsener Vielfalt.“

Die evangelischen wie römisch-katholischen Gemeinden werden ermutigt, „die Ökumene weiter voran zu treiben, kirchliches Leben miteinander zu gestalten, Räume gemeinsam zu nutzen und die organisatorische Einheit anzustreben.“ Es sei an der Zeit, „den gemeinsamen Glauben auch in einer gemeinsamen Kirche zu leben“.

Man kann eine Reihe von kritischen Fragen an diesen Aufruf stellen: Ob die Autoren nicht allzu naiv seien gegenüber der Tatsache, dass sich Institutionen nur sehr langsam und mühsam ändern – vor allem dann, wenn sie wie die römisch-katholische Kirche nicht bloß auf Deutschland begrenzt sind. Oder man kann auch fragen, ob die theologischen, die geistlichen Gründe, die zur Reformation und zur Erneuerung der Kirche führten, nicht unterbewertet werden.

Aber zunächst einmal hoffe ich, dass der Impuls, der von diesem Aufruf ausgegangen ist, sich dergestalt fortsetzt, dass dieser Text in unseren Gemeinden gelesen und diskutiert wird. Freilich bitte ich darum, den Appell unter einer doppelten Fragestellung zu lesen, nämlich: Was würden wir aufgeben, käme es tatsächlich zu einer gemeinsamen christlichen Kirche in Deutschland, und was würden wir gewinnen?

Meine eigene Antwort auf diese Fragen will ich so formulieren: Für mich als evangelischen Christen ist der Gedanke der Freiheit zentral. Evangelische Kirche ist „Kirche der Freiheit“, in der Menschen ihren Glauben selbstbewusst und verantwortlich leben. Wenn sich für mich *ein* Stichwort mit der Reformation verbindet, dann ist das: Freiheit! Freiheit von dem Irrtum, Gott etwas leisten zu müssen, Freiheit von den Gängelungen kirchlicher Bevormundung, Freiheit zu eigenständigem Urteil, Freiheit zur Liebe gegenüber unseren Nächsten. Wenn diese Freiheit gewahrt bleibt und nicht als typisch evangelischer Individualismus kritisiert wird, kann ich mir eine gemeinsame christliche Kirche vorstellen. Diese Kirche wäre dann vermutlich eine Kirche ohne das Papstamt.

Und was würden wir gewinnen? Gewiss mehr Glaubwürdigkeit. Ja, es ist richtig: Die Trennung in Konfessionen schwächt unser Zeugnis in dieser Welt. Nicht umsonst betet Christus nach der Überlieferung des Johannesevangeliums darum, dass alle „eins sein“ sollen (Joh 17,21). Einmütigkeit ist in Zeiten, in denen die Menschen auf klare, im Evangelium von Jesus Christus begrün-

dete Worte warten, ein hohes Gut. Und da bemühen wir uns in den evangelischen und römisch-katholischen Kirchenleitungen manchmal zu wenig, um stattdessen unsere eigenen Profile zu pflegen.

Aber muss es am Ende organisatorisch in Deutschland und anderswo eine Einheitskirche sein? Oder kann die Vielfalt der Kirchenformen nicht auch als bereichernd empfunden werden? Keine Kirche gleicht der anderen, sobald wird über den deutschen Tellerrand hinausschauen. Ist das nur unglaublich – oder nicht ein Zeichen der vielfältigen Wirksamkeit des Heiligen Geistes?

Ohne Ökumene kann ich mir die Zukunft der Kirche nicht vorstellen. Und darum habe ich mich gefreut, dass ich im Mai wieder zur Mitwirkung auf dem Katholikentag in Mannheim eingeladen war. Die Unterzeichner des Appells haben Recht: „In beiden Kirchen ist die Sehnsucht nach Einheit groß.“ Wir wissen, dass uns die entscheidende Einheit längst geschenkt ist: die Einheit in Christus, die uns – über alle Trennungen hinweg – Schwestern und Brüder sein lässt. Darum gibt es auch keinen Grund, angesichts von bald fünf Jahrhunderten reformatorischer Kirchen ein schlechtes Gewissen zu haben. Ein guter Anfang wäre gemacht, würden wir uns gegenseitig als Kirchen im Vollsinn anerkennen, was seitens der römisch-katholischen Kirche uns gegenüber leider nicht der Fall ist. Das wäre ein echter Impuls nach vorne für weitere Schritte!

Sie wissen, dass ich mich – über die internationalen Kontakte unserer Landeskirche hinaus – in verschiedenen ökumenischen und interreligiösen Gremien engagiere. In diesem Jahr brachte das manche auswärtigen Termine mit sich. Warum tue ich das? Schon in der Präambel der Grundordnung verpflichtet sich unsere Landeskirche, „für die ökumenische Gemeinschaft der Kirchen in der Welt“ einzutreten. Die internationalen Kontakte zu Christinnen und Christen der gleichen wie anderer Konfession, die ihren Glauben in anderen Ländern und Kulturen unter anderen Bedingungen als wir leben, sind für uns elementar wichtig: Sie stellen uns in den Kontext der weltweiten Christenheit

und vermitteln uns ein Bewusstsein dafür, wie vielgestaltig und lebendig sich das Christentum darstellt. Das rückt manche Einstellungen zurecht. Der Blick geht nicht nur von Deutschland in die weltweite Ökumene, sondern von dort kritisch auch zu uns. So ist mein diesjähriger Bericht zum „täglichen Brot“ eine unmittelbare Frucht vieler Begegnungen und Gespräche im Rahmen des Weltkirchenrates und seiner verschiedenen Aktivitäten.

c) Reformationsdekade

Die von der EKD initiierte „Luther“- bzw. „Reformationsdekade“ auf dem Weg zum Reformationsjubiläum 2017 ist in diesem Jahr in der Halbzeit angekommen. In unserer Landeskirche werden einerseits die Anregungen der jeweiligen Themenjahre aufgenommen, andererseits setzen wir eigene Akzente mit Bezug zur Reformationsgeschichte im Gebiet unserer Landeskirche.

Die Konzertreihe „366 + 1: Kirche klingt 2012“ im Rahmen des bundesweiten Themenjahrs „Reformation und Musik“ hat auch in Kurhessen-Waldeck Station gemacht: Kaufungen, Schlüchtern, Schmalkalden, Rotenburg, Bad Wildungen, Marburg, Korbach sowie für „+ 1“ die Osternacht in Fritzlar waren die Aufführungsorte einer ausgesprochen erfolgreichen Veranstaltungsreihe.

Der eigene Akzent lag im Juni in Schmalkalden auf einem hochrangig besetzten und gut besuchten historisch-theologischen Symposium zum 475. Jubiläum der „Schmalkaldischen Artikel“, jener in den meisten lutherischen Kirchen weltweit in Geltung stehenden Bekenntnisschrift, die auf dem Boden unserer heutigen Landeskirche entstand. Unter dem Titel „Profil und Abgrenzung. Luthers (vergessenes?) Vermächtnis“ referierten und diskutierten drei Tage lang Expertinnen und Experten aus wissenschaftlicher Theologie und Geschichtsforschung, aus der konfessionellen wie weltweiten Ökumene und nicht zuletzt aus unseren Gemeinden den Bekenntnistext Luthers und seine Relevanz für die Gegenwart. Dazu gehörte auch ein öffentliches Gespräch zwischen Kardi-

nal Lehmann und mir in St. Georg in Schmalkalden, das von über 500 Menschen besucht wurde. Ein Tagungsband, der die Vorträge und die Abschlusspredigt des Leitenden Bischofs der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche in Deutschland, Bischof Gerhard Ulrich, dokumentiert, ist im Entstehen und wird Ihnen nach Erscheinen zugänglich gemacht.

d) Veränderungen in der Landeskirche

Im Kollegium des Landeskirchenamtes gab es zwei weitreichende Veränderungen: Oberlandeskirchenrat Dr. Eberhard Schwarz, zugleich Landespfarrer für Diakonie, wurde an Pfingsten in seinen Ruhestand verabschiedet. Seine Nachfolge hat Landeskirchenrat Landespfarrer Horst Rühl angetreten. Das wohl wichtigste Thema, das der alte an den neuen Dezernenten und Landespfarrer übergeben hat, ist die Fusion der beiden Diakonischen Werke in Hessen, die auf der Tagungsordnung unserer diesjährigen Herbstsynode steht. Beiden, dem alten wie dem neuen Amtsinhaber, danke ich für ihr großes, beharrliches und zielgerichtetes Engagement für eine starke gemeinsame Diakonie in Hessen. Die überaus positiven Ergebnisse der beiden Mitgliederversammlungen sowie die Zustimmung der Synode der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau sind ein gutes Zeichen für diesen gemeinsamen Weg, und ich hoffe auf eine ebenso große Zustimmung in unserer Synode.

Oberlandeskirchenrat Professor Dr. Wilhelm Richebächer hat zum 1. Oktober den Ruf auf einen Lehrstuhl für Systematische Theologie an der neu gegründeten „Fachhochschule für Interkulturelle Theologie“ in Hermannsburg angenommen und ist nach dreizehn Jahren verantwortlicher Tätigkeit im Ökumenedezernat in die Wissenschaft gewechselt. In der Entwicklung der ökumenischen Partnerschaften unserer Landeskirche, der Zusammenarbeit mit den Missionswerken sowie den Kontakten zur römisch-katholischen Kirche hat Professor Richebächer bleibende Akzente gesetzt, für die ich ihm an dieser Stelle ausdrücklich danke. Zum 1. Februar wird Frau Dr. Ruth Gütter, frühere

Beauftragte für den Kirchlichen Entwicklungsdienst unserer Landeskirche und derzeit Oberkirchenrätin in der Ökumene-Abteilung des Kirchenamts der EKD in Hannover, die Leitung unseres Ökumenedezernats übernehmen. Ich freue mich, dass es uns gelungen ist, eine ausgewiesene Ökumene-Expertin nach einigen Jahren der Tätigkeit bei der EKD wieder für unsere Landeskirche zurück zu gewinnen.

Es gibt Fragen, die unsere Landeskirche seit längerem beschäftigen: Die Pfarrstellenanpassung und die damit verbundenen neuen Zuordnungen von Gemeinden, die Kirchenkreisfusionen sowie die Reduzierung des Gebäudebestandes. Das alles ist Teil eines notwendigen Reformprozesses, der im Wesentlichen durch Beschlüsse unserer Synode angestoßen und gesteuert wird. Ich erlebe, dass es einerseits in vielen Gemeinden eine klare Einsicht in die zuweilen auch schmerzhaften Konsequenzen dieser Reformprozesse gibt und sich Gemeinden und Kirchenkreise aufmachen, um zukunftsfähige Strukturen für die Bezeugung des Evangeliums in unserer Landeskirche zu schaffen und mit Leben zu füllen. Neben dieser Aufbruchsstimmung nehme ich aber auch starke Beharrungskräfte und ein nicht zukunftsweisendes Pochen auf Besitzstandswahrung wahr. Ich fürchte, dass dies zu unnötigen gegenseitigen Kränkungen führt und Kräfte bindet, die für andere Themen sinnvoller einzusetzen wären. Meine Bitte an Sie, liebe Synodale, ist, dass Sie sich in Ihren Kreis-synoden und Kirchenvorständen dafür einsetzen, nach vorne zu blicken und die notwendigen Veränderungsprozesse sorgfältig, aber zügig, mit breiter Beteiligung, aber kräfteschonend voranzubringen und abzuschließen.

Weniger in den Gemeinden, aber dafür umso stärker in den betroffenen über-gemeindlichen Arbeitsfeldern sind die Kooperationsverhandlungen mit der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau diskutiert worden. Es ist uns als Kirchenleitung nicht entgangen, dass wir Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern hier eine längere Zeit der Unsicherheit zugemutet haben und ihnen – die Zustimmung der Landessynode zum vorliegenden Kooperationsvertrag vorausge-

setzt – auch weitere Veränderungen zumuten. Ich möchte aber noch einmal sagen, dass die Auswahl der Kooperationsbereiche eine Entscheidung war, die diese Arbeitsfelder langfristig auf eine stabile Basis stellen soll. Die Synode der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau hat dem Kooperationsvertrag in der vergangenen Woche nach intensiver Diskussion zugestimmt. Schon an dieser Stelle werbe ich dafür, dass wir dies ebenfalls tun.

10. Dank und Ausblick

Auch diesmal habe ich von Herzen zu danken: zunächst meiner geistlichen Stellvertreterin, Prälatin Marita Natt, und meinem juristischen Stellvertreter, Vizepräsident Dr. Volker Knöppel, sowie den Mitgliedern des Kollegiums des Landeskirchenamts für die tägliche vertrauensvolle Zusammenarbeit; sodann den vier Pröpstinnen und Pröpsten, die einmal im Monat mit uns dreien eingehend über alle Personalfragen der Landeskirche beraten und ohne deren Urteil keine Personalentscheidung gefällt wird, sowie den Dekaninnen und Dekanen, die in sicher schwieriger werdenden Zeiten die notwendigen Veränderungsprozesse in den Kirchengemeinden und Kirchenkreisen mit viel Empathie und Weitblick initiieren und begleiten. Ich danke den Mitgliedern des Rates, dass wir – bei durchaus vorhandenen unterschiedlichen Einschätzungen in Einzelfragen – gemeinsame Perspektiven für unsere Landeskirche entwickeln können. Und nicht zuletzt gilt der Dank Ihnen, liebe Synodale, die Sie verantwortungsvoll für unsere Kirche eintreten.

Dieser Bericht wäre nicht zustande gekommen ohne die Mitwirkung meines Persönlichen Referenten, Pfarrer Dr. Frank Hofmann, sowie die Zuarbeit der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus den Dezernaten „Ökumene“ und „Bildung“. Frau Susanne Hensel kümmert sich nun schon viele Jahre um die nicht immer einfache Organisation meines Büros und meines Terminplans. Allen ein herzlicher Dank!

Wieder leben wir in der „Zwischenzeit“ zwischen Ewigkeitssonntag und 1. Advent. Unser Blick richtet sich voller Erwartung auf das Kommen unseres Herrn. Wenn wir einst bei ihm sind und er bei uns ist, dann wird es „tägliches Brot“ in ungeahnter Fülle geben. So jedenfalls sieht es Johann Walter (1496-1570), einer der großen Pioniere des reformatorischen Kirchenlieds, und ich bin überzeugt, er hat Recht:

„Mit Gott wir werden halten / das ewig Abendmahl, / die Speis wird nicht veralten / auf Gottes Tisch und Saal; / wir werden Früchte essen / vom Baum des Lebens stets, / vom Brunn der Lebensflüsse / trinken zugleich mit Gott.“ (EG 148,7). Das ist eine wunderbare Perspektive!